

Vom Basler Kunstleben um 1905

Autor(en): **Burckhardt, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Kunst = Art suisse = Arte svizzera = Swiss art**

Band (Jahr): - **(1946)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-625645>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Basler Kunstleben um 1905.

In der Erinnerung an jene Zeit steht für mich das Erlebnis gegenwärtig, das ich mit einer Sammelaktion hatte, die ich gemeinsam mit meinem Freunde Hermann Meyer unternahm. Unsere Begeisterung für die unvergleichlichen Schöpfungen der französischen Impressionisten, die uns eine Schau in der Kunsthalle offenbarte, hatte den heissen Wunsch in uns geweckt, dass eines dieser bewunderten Werke in unserer Stadt in öffentlichem Besitze bleiben möchte. Da aber das Gesuch an die Kommission der Öffentlichen Kunstsammlung zum Erwerb eines dieser Bilder abgewiesen wurde mit der Begründung, es stünden ihr für den Ankauf ausländischer Kunstwerke keine Mittel zur Verfügung, fassten wir den etwas kühnen Entschluss, den Weg einer Sammlung unter den Kunstfreunden zu betreten. Ich kann mich noch heute wundern über die Naivität, mit der wir dabei vorgingen.

Wir hatten weder die Kenntnis der Namen der besonderen Kunstliebhaber, noch stand uns ein Verzeichnis von Adressen zur Verfügung, die uns eine gewisse Wegleitung geboten hätten. Unsere Vorkerkungen bestanden einzig darin, einen Bogen weisses Papier und eine imposante, gelbe Enveloppe anzuschaffen, mit denen bewaffnet wir unentwegt von Haus zu Haus zogen — genauer gesagt, von Villa zu Villa im St. Albanquartier. So standen wir vor der Qual, jedesmal unsere umständliche Litanei über den Zweck unseres Anliegens vorzubringen. Wir hatten schon eine schöne Reihe von Nachmittagen resultatlos geopfert, bis es uns glücklich gelang, in einen stilvollen Salon einzudringen, um einen aristokratischen Herrn vor uns zu haben, der, nachdem unsere stackelnde Orientierung über ihn ergangen war, zu unserer Ueberraschung verheissungsvoll seinen Bleistift zückte. Zwar liess er seinen Silberstift noch für eine geraume Zeit über dem leeren Bogen verharren und stutzte einen Augenblick: «Ja, mini Heerä, muäss ich der Aafang mache?! Do kunnt's halt e wenigli d'ruf a. Schryb i ä klainere Bitrag, so bikemme si noche kai gressere meh'!». Atemlos folgten wir seiner Bleistiftspitze, welche schliesslich die schöne Summe von Fr. 500.— auf den blanken Bogen zeichnete. Damit war der historische Moment der Gründung unseres Unternehmens geschaffen. Schwarz auf Weiss stand auf unserem Bogen die hochherzige Stiftung von Fünfhundertfranken durch einen angesehenen Bankdirektor!

Diesem Volltreffer musste zwangsläufig wieder eine Anzahl von Leerläufen folgen, da gerade diese ominöse Summe den in der Folge weiter von uns Bedrängten die willkommene Ausflucht in den Mund legte: «Was, mini Heerä, si sin' no by Fünfhundert Frange! Nai dä Bitrag kennt - i mir denn doch nit laischde, do will'ene d'Lischde läber nit verderbe!». So standen wir vor neuen Schwierigkeiten, um den zweiten milden Spender zu gewinnen, der dann seinen Obulus schon bescheidener auf Zweihundertfranken herabsetzte.

Wir hatten uns bereits daran gewöhnt, an den beinahe fürstlich anmutenden Portalen von einer mehr oder weniger griesgrämigen Dienerin empfangen zu werden, die uns hilflos im Hausflur stehen liess, bis die abschlägige Antwort ihrer Herrschaft überbracht war. Umso überraschender kam uns einmal der stilvolle Empfang durch einen Diener in Livrée, der uns würdevoll in den feierlichen Salon geleitete, nachdem wir unseren Besuch als im Auftrag der Basler Künstlerschaft angemeldet hatten. Die nur angelehnte Türe des Esszimmers gewährte uns einen flüchtigen Blick auf eine festlich tafelnde Gesellschaft, die sich eben mit ihren Champagnergläsern erhob. Der Hausherr, eine untersetzte Figur, mit einer hell klingenden Fistelstimme, kam uns mit erhobenem Glas verbindlich lächelnd entgegen: «Jäwas, mini Heerä, scho wiäder ä Debuddation! Er sin' doch dä Morge scho do g'si, ihr Kinschtler!!». Etwas verlegen sprachen wir die Vermutung aus, wir würden ihn wohl an einem festlichen Anlass stören. «Hejo, i ha doch mi Sibzigschde!» fistelte vergnügt der Jubilar. Jetzt verstanden wird auch unseren glänzenden Empfang. Als grosszügiger Mäzen der Musiker, für die er anlässlich einer Tonkünstlertagung ein grandioses Fest in seinem Garten veranstaltet hatte, musste er wohl bereits eine Gratulanten Deputation der Basler Musiker empfangen haben. Nun hatte der Diener offenbar bei uns eine ähnliche, edle Absicht vermutet.

So sahen wir uns wohl oder übel vor die Pflicht gestellt, auch unsere Glückwünsche auszusprechen, bevor wir den Jubilaren über den völlig andern Zweck unserer Heimsuchung aufklärten. «Aha, mini Heerä, jetzd verschand i, s'handlet sich um ä Sammlig!». In leicht verändertem Tone, aber doch die Würde des festlichen Tages wahren, frug er kurz: «Hän' er ä Lischde?». Und während er seinen goldenen Taschenbleistift über die beiden runden Summen, die wir zu präsentieren hatten, gleiten liess äusserte er sich

kritisch über den ersten Zeichner: «Jäjo, dä ka's!». Und über den zweiten: «Hoofma? — Isch das ebbe der Sirolin? — Derno will i myne bischaidenere Verhältnis entsprächend Hundert mache». So hatten wir wieder einen verdankenswerten Posten erobert, der freilich den Standart unserer Sammlung nun endgültig auf Hundertfranken herabsetzte.

Einen Fischzug, der nach den üblichen Leerläufen wieder profitabel für uns ausfiel, hatten wir bei einem Arzt in der stattlichen «Sandgrube» unternommen. Wir wählten für unseren Besuch die Zeit seiner Sprechstunde, sodass uns das Opfer nicht entgehen konnte. Uebrigens schienen wir seltene Patienten zu sein, denn wir wurden ohne Umschweife in das Gemach des sichtlich überraschten Arztes geführt, den wir bei einem behaglichen Biertrank aufstörten. Nachdem ihm die übliche Schilderung unseres Vorhabens offenbar Vertrauen erweckt hatte, bewegte er sich gelassen zu einem mächtigen Wandschrank hin, in dem wir auf einem der Schäfte ein Bündel Banknoten entdeckten. Elegant hob er die oberste ab, um sie uns mit einer gewissen Nonchallance zu überreichen. «Sin' si zfriede mit hundert Frange? I ka's ene guet gä, i bi nämlig g'rag geschdert in der Stadt g'si, go Gäld hole!». Also lag unser Glück diesmal darin, dass wir gerade den richtigen Tag zum Anpumpen erwischt hatten.

Eine nicht weniger köstliche Episode erlebten wir im Hause eines gewichtigen Bankiers. Er musste übrigens ein ebenso gewichtiger Jäger sein, denn sein Empfangszimmer war mit phantastischen Hirschgeweihen ausgestattet. Wie es sich im Gespräch erwies, hatten wir es vor allem mit einem Musikfreund zu tun, was aus seinen temperamentvollen Ausführungen hervorging. «Jä, mini Heerä, was isch das ä Impressionischdebild? Isch das ebbis Modärns?! — Wisse si, i kenn mi in der Molerei weniger us, derfir han i in der Musigg das schreckligi modärni Zieg, erläbe miässe!». Bevor er aber seiner Aufgebrachtheit über unsere schlimme Zeit die Zügel schiessen liess, schaltete er freundlicher Weise rasch den Trost für uns ein: «I will's ene g'rad sage, i gib ene hundert Frange, aber lehn' si mi jetzt z'erschde schimpfe! — I waiss no guet, wo dä Beetoofe g'ko isch. Me het en aifach miässe scheen finde! Wo me ändlig gliggig so wyt g'si isch, derno isch gar no dä Wagner ko. Au dä het me schliesslig kennä eschtimäre. Derno sin' no di ganz Modärne g'ko — Nai, vo däne wänn' mer läber nit reede, nai, s'isch zuä arg! — Myni Heerä, si verschtehn mi, i ka nimmä, i ka aifach nimmä. S'duet mer laid, aber i ka nimmä!!!». Und sichtlich erleichtert fügte er hinzu: «So, myni Heerä, jetz' hän si's verdiänt — darf ene diä hundert Frange g'rad mitgäh!».

An einem einzigen Ort, wie ich mich erinnere, wurden wir mit Enthusiasmus aufgenommen und zwar im Hause eines gebildeten Herrn aus dem Mittelstande. Er fühle sich beglückt, versicherte er uns strahlend, bei dieser schönen Sache mittun zu dürfen, wenn wir uns mit einer kleinen Spende von hundert Franken zufrieden geben wollten. — Einen Bankdirektor, der uns immer wieder mit der bequemen Ausrede abzuspiesen suchte, er wolle die Ausstellung in der Kunsthalle erst besichtigen, verfolgten wir mit Hartnäckigkeit auf seinem Bureau, bis er uns schliesslich des unverschämten Geilens willen willfahren musste.

End's aller Enden war die Summe schliesslich zusammen gebracht, an welche die Museumskommission noch den letzten Rest beitrug. Damit gelangte die herrliche Landschaft von Camille Pissaro als ein Geschenk von Kunstfreunden in unsere ehrwürdige Öffentliche Kunstsammlung.

Der Lohn für die aufopfernde Tat fiel mir bei Anlass der Einweihung des neuen Kunstmuseums unerwarteter Weise zu. Vor lauter offizieller Persönlichkeiten und Leuten, die mit der bildenden Kunst nicht im Entferntesten etwas zu tun hatten, wurden bei den Einladungen zum Festbankett ausgerechnet die Künstler vergessen. Nur weil mein Name im Verzeichnis der «hochherzigen» Stifter figurierte, kamen mein Freund und ich als weisse Raben in die festliche Schaar.

Den jovialen Herrn mit der Fistelstimme, zu dem wir bei unserer Sammlung zu seinem Siebzigsten herein geplätzt waren, lernte ich später als sein Gast kennen bei einer Festlichkeit im grossen Stil, die er in seinem Hause zu Ehren eines Freundes veranstaltete. In vorgerückter Stunde, als durch die ausgeräumten, hell erleuchteten Säle schon die Tänzerpaare wogten, und ich etwas verlegen bei Seite stand, wandte sich der Gastgeber in seiner gewandten Gesellschaftlichkeit mit der Frage an mich, ob ich schon seinen Rembrandt gesehen hätte? Worauf er mit mir durch die Tanzenden segelte und auf eine Wand hinwies, auf der in einem pompösen Rahmen ein dunkles Bild «à la Rembrandt» sich gegen uns herabneigte. Doch war seine Ankündigung: «Luegä si, Heer Burget, do hängt er!» noch kaum heraus, als er zu seiner Bestürzung

in der ungewohnten Helligkeit ein Spinnennetz hinter dem Bilde entdeckte. Offenbar ein unvorstellbarer Schandfleck für ein geordnetes, gut baslerisches Haus. Ein veritables Spinnennetz! In seiner Erregung, die schon fast an Verzweiflung grenzte, vergass der Gute seine festliche Umgebung und auch den zur Bewunderung hingeführten Gast. Voll Verzweiflung die Hände auf die Kniee schlagend, schlängelte er sich durch die festliche Menge, das Stocken der Tanzfreudigen nicht beachtend. «Mamme, Mamme!» rief er erregt, «Mamme, Mamme, wo isch d'Mamme! — Kumm Mamme, kumm: e Schbimmbubbe, e Schbimmbubbe — Mamme, e Schbimmbubbe!» So war das harmlose Kunstwerklein im Schatten eines weltberühmten Werkes dazu bestimmt, eine Wirkung auszuüben, die schon mehr eine gelinde Katastrophe bedeutete. «Mamme, Mamme, kumm doch Mamme: e Schbimmbubbe, e Schbimmbubbe!»

Paul BURCKHARDT.

Lettre à un collègue.

... Vous avez parfaitement raison: «chaque peintre, faute d'avoir appris ou de pouvoir exercer son métier, se lance pour son propre compte à la recherche d'une formule». Pas commode du tout! Ce qui nous manque est une méthode «classique» — dans le sens le plus large du mot —. Une école, non pas une académie qui apporterait à l'art cette stabilisation technique d'une certaine durée, que vous réclamez; c'est-à-dire une façon de se comporter selon l'effet d'une volonté artistique réfléchie, où rien ne serait laissé au hasard: une méthode de penser *et* de vouloir, exaltant à la fois la conscience *et* la volonté artistique. Liberté épuisante! On ne saurait prétendre que notre régime de liberté artistique ait vraiment accru le nombre des personnalités intéressantes. Pour quelques élus, il est toujours «une vaste population de médiocrités, singes de races diverses et croisés qui cherchent à se faire un caractère par un système d'emprunts contradictoires» — a écrit Baudelaire en 1846 déjà! Et aussi: «L'état actuel de la peinture est le résultat d'une liberté anarchique qui glorifie l'individu, quelque faible qu'il soit, au détriment des associations, c'est-à-dire, des écoles. Dans les écoles qui ne sont autre chose que la force d'invention organisée, les individus vraiment dignes de ce nom, absorbent les faibles; et c'est justice, car une large production n'est qu'une pensée à mille bras».

Maurice Denis a exprimé la même chose en 1896, en écrivant, sur les arts à Rome et la méthode classique: «Un petit talent moderne est obligé de recréer seul tous les procédés, toutes les doctrines et de suppléer par son labeur au capital d'expérience longuement amassé par la série des maîtres précédents... La discipline classique, en fournissant le secours de l'expérience du passé à la faiblesse individuelle, affirmait une nécessité que rien n'a modifié depuis; rien si ce n'est cette vanité stupide qui fait rechercher l'originalité apparente comme une condition sine qua non de l'œuvre d'art».

Nous avons, témoins oculaires, vu où mènent ces recherches: l'accord entre les tendances fondamentales de l'art se rompit! Le mal provient, à mon avis, surtout de ce que notre génération, en confondant avec obstination l'idée d'une «unité» (au sens artistique) donc indivisible, avec une simple «somme» (au sens arithmétique) se croyait permis de toucher à cette unité primordiale. Dès lors, par des jeux esthétiques de soustractions, divisions et subdivisions de plus en plus personnelles, nous voilà arrivés à ces «sensations localisées à l'extrême» de tendances pour la plupart contradictoires, dont vous vous plaignez. «Pour les uns l'art est un sport, pour les autres une idéologie. Il n'y a pas de conciliation». Etat désastreux! Le rythme accéléré de notre époque, par ces faits, aurait dû nous ouvrir les yeux sur le danger qui menace l'art de deux points extrêmes: 1^o Trop d'irruption de sentiment pure et 2^o trop de spéculation esthétique pure, — mènent en dehors de l'art.

Sur ce point je suis tout à fait d'accord avec vous. Rien de plus normal non plus que d'opposer au point de vue «l'art pour l'art» le côté purement humain de la peinture; car, ne l'oublions pas, il y a deux sources à l'origine de l'art! Mais je me refuse à vous suivre lorsque voulez me faire croire qu'en «décelant les secrets de la vie», on trouvera «sans presque les chercher» ceux du Métier! Halte-là! Ne nous laissons pas prendre au piège. Ce n'est pourtant pas la même chose, de mettre l'accent sur l'une des deux tendances inhérentes à la peinture, pour servir, dans ce cas, de contrepois à une autonomie de valeurs purement picturales, et de

proposer l'exaltation de la vie, la religion humaine, pour trouver les secrets d'une technique qui, comme toute technique d'un art, comporte une logique, *sa logique!* O candeur! Je vois d'ici des âmes religieuses trouver «sans presque les chercher» les moyens techniques de composer des messes et des oratorios! Cette façon de voir les choses me fait penser à quelqu'un qui voudrait à tout prix transporter son âme au sommet d'une montagne pour décrire le spectacle de là-haut mais qui se refuserait à se servir de ses jambes, pourtant indispensables pour y parvenir. Manquement frappant à notre époque d'un enseignement technique valable et stabilisé — de «se servir de ses jambes». Alors, au lieu d'une ascension du Parnasse, par trop périlleuse, on grimpe tant bien que mal sur les collines environnantes, en faisant grand cas de ses jambes, voire de la forme de ses chaussures, tout en oubliant de décrire le spectacle qui s'offre à notre âme! Enseignons donc la peinture, comme tout autre art, par des formules qui ne sont qu'à elle.

Quant à la religion humaine, cela sonne bien, cela fait, «poétique». Cependant je me méfie de cette attitude littéraire, tout comme je me méfie du point de vue de certains esthéticiens-théoriciens. Car la vérité de l'art est dans le besoin, dans le désir d'exprimer les nécessités de l'homme, (d'exalter la vie, si vous préférez) *et* dans le besoin de revêtir l'expression de ces nécessités de formes correspondant aux lois qui ne sont qu'à lui. Ce double rôle correspond à la nature même de l'art. «L'art reste toujours lié à sa double nature». En supprimant cette unité primordiale, on supprime tout simplement le problème de l'art, qui est justement l'ordonnement de ces deux tendances fondamentales.

Tonio CIOLINA.

Recrutez des membres passifs!

60 Jahre Fachgeschäft für MAL- & ZEICHEN-ARTIKEL



1884
1944

BASEL
Hutgasse 19
Tel. (061) 44928

„Das ABC der Farben“

von Dr. Aemilius Müller, mit 37 Zeichnungen und 1 Farbtonkreis Fr. 5.75

Eine Einführung in die natürliche Ordnung und Harmonie im Farbenreich auf Grund neuer Erkenntnisse mit knapper Darstellung der Farbenlehren und praktischer Anleitung zur Selbstdarstellung.

Verlegt und erhältlich bei GEBRÜEDER SCHOLL AG Zürich
Poststrasse Tf. (051) 23 57 10

PER IL CINQUANTENARIO DELLA

Scuola cantonale superiore di commercio

DI BELLINZONA

L'Associazione già allievi della Scuola ha pubblicato una ricca memoria illustrata. Volume di 128 pagine fr. 3.— per copia. - In vendita nelle principali librerie ed edicole del Cantone. Stampato dalla S. A. Grassi & Co. - Istituto ticinese d'arti grafiche ed editoriale, Bellinzona.